

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 116 (1990)
Heft: 26

Artikel: Es geht um unser Imitsch
Autor: Knobel, Bruno / Kambiz [Derambakhsh, Kambiz]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-609760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es geht um unser Imitsch

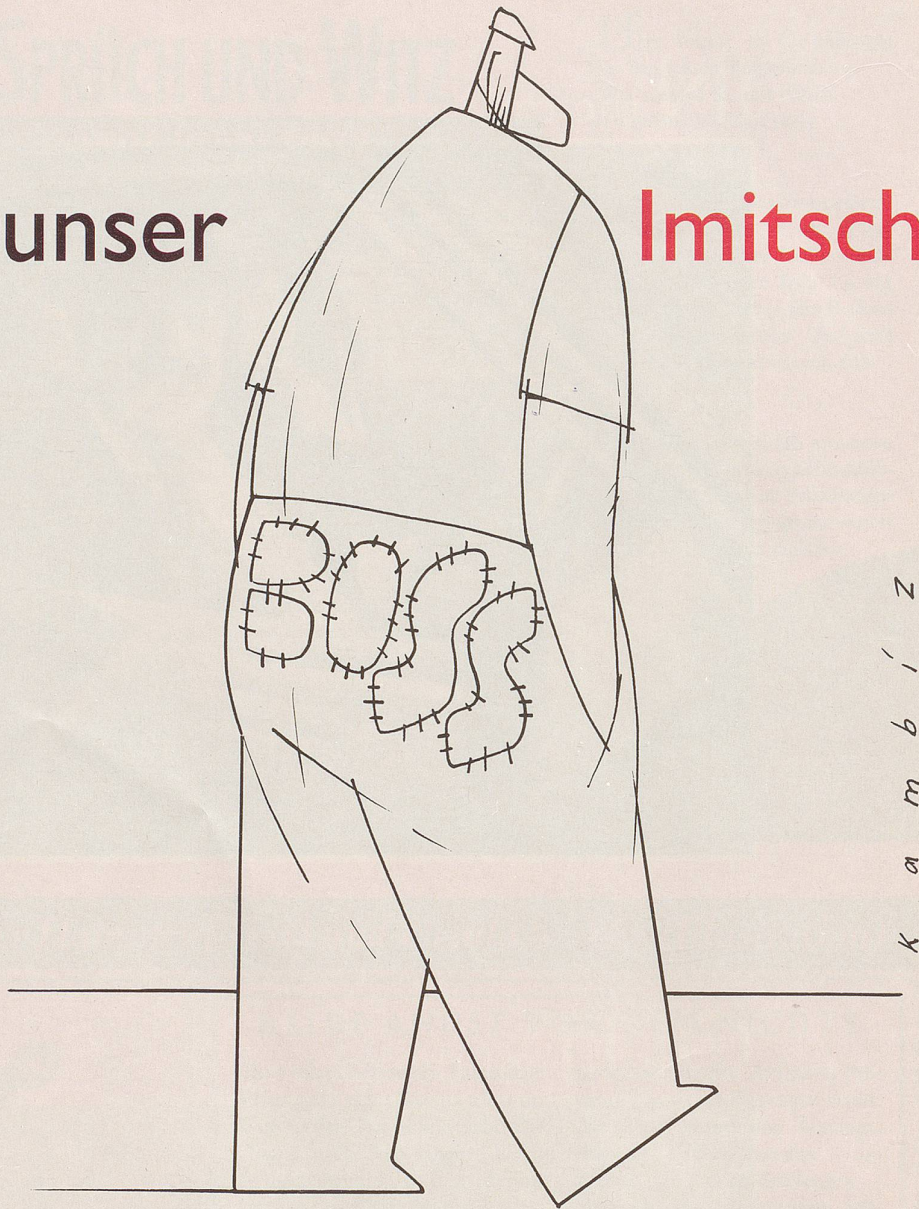
VON BRUNO KNOBEL

Zwischen *in* und *out* besteht ein grundlegender Unterschied: Man kann im Handumdrehen und engültig *out* werden; *in* bleiben dagegen erfordert dauerndes, anstrengendes Bemühen. Um sich dieses aber so bequem wie möglich zu machen, bringt man das *in*-Sein der Einfachheit halber sprachlich zum Ausdruck. Wörter machen Leute! Vor allem Wörter, die Weltläufigkeit bekunden; das ist ein Statussymbol.

In seinen Anfängen war das zwar arg umstritten. Als sich vor Jahrzehnten derjenige als *in* zu fühlen beginnen konnte, der seinen Tanzboden *Dancing* und sein Kaffeestübchen *Tea Room* nannte, wurden gewichtige Stimmen laut, die vor solch sträflicher Überfremdung der Heimat warnten und dringend forderten, man möge sich auf das gute Alte besinnen, was denn auch getan wurde: Man griff zurück auf den guten alten Goethe, der geäußert hatte, die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern sei das Geschäft der besten Köpfe. «Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos ...» Und man berief sich auf den alten sprachgewaltigen Karl Kraus, der sich schützend vor Fremdwörter stellte, weil «das beste Deutsch aus lauter Fremdwörtern zusammengesetzt sein könnte ...»

Für fremdwörtlich Gesagtes muss man selten geradestehen.

Da sie sich demnach auf Goethe und Kraus berufen können, entbehren die heutigen Yuppies in Ägg'sch'n, overdressed und versehen mit einer Friese aus dem Hair-Styling-Shop, keineswegs des mit Kultur hochangereicherten Backgroundes, wenn sie die Sprache bereichern. Es wäre grundfalsch, sie mitleidig zu belächeln. Ihr Tun hat bedenkenwerte Vorteile: Für fremdwörtlich Gesagtes muss man selten geradestehen. Wenn weder der Sprechende noch sein Zuhörer ein Fremdwort richtig verstehen und jeder es auf seine eigene Weise interpretiert (oder überhaupt nicht), dann bleibt das Wort unverbindlich, also allseits



akzeptant. Man kann nicht mehr beim Wort genommen werden; der Wortklang allein genügt. Und das ist unerhört bequem, ganz abgesehen davon, dass es trendy ist.

Hier soll man denn auch ansetzen. Die Probe lässt sich leicht machen in jeder Gesprächsrunde: Da heute jeder halbwegs gebildete Berufstätige von den verschiedenen Führungssystemen in der Wirtschaft weiss, von «Management by Delegation», von «Management by Roteesch'n» und so weiter, flechte man einmal beiläufig während eines Small talks über Berufliches kühn «Management by Portion» oder einen ähnlichen ausgemachten Unsinn ein, und man wird damit beifälliges Kopfnicken, ja allseitiges Beipflichten und wissendes Einverständnis ernten.

«In der Sprache, die man am schlechtesten spricht, kann man am wenigsten lügen», meinte Hebbel, aber das stimmt längst

nicht mehr. Schon mit einigen Brocken lässt sich trefflich vortäuschen.

Falsch wäre es nun freilich, zu glauben, der Weg ins *in* sei nur mit Anglizismen gepflastert. Man unterlasse nie auch einen kühnen Griff in die Trick-Kiste der Fachwörter. Etwa wie jener Inhaber einer Reiseagentur, der sich in einem Radio-Interview äusserte und dabei Goethe zitierte: «Das Land der Griechen mit der *Psyche* suchend.» Goethe hatte zwar *Seele* gesagt, doch *Psyche* klingt entschieden moderner und liegt auch stärker im Trend. Mit Psychischem in allen verbalen Abarten lässt sich heute allemal Staat machen; man kommt damit noch immer in den Ruf, ein progressiver Insider zu sein, auch wenn man psychologisch und psychopathisch durcheinanderbringt und psychosomatisch für eine Duftnote hält.

Den Ruf, *in* zu sein, erwirbt man sich im übrigen schon, wenn man Einfachstes und

Banalstes möglichst kompliziert und umständlich äussert. Das beginnt schon damit, dass nicht etwa schlicht abgestimmt, sondern schlussendlich zur Abstimmung geschritten wird. Wie diese Methode verfeinert werden kann, regte Matthias Claudius an, als er beschrieb, wie seine Aufforderung: «Johann, zieh mir die Stiefel aus!» in der Sprache Klopstocks klänge: «Du, der du weniger bist und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend zu unserer Allmutter Erde, von der Last des staubbedeckten Kalbfelles!»

Leider gibt es noch keine Sprachkurse für statussymbolisches Reden.

Und vielleicht noch eine Kleinigkeit, die aber von grösster Tragweite ist: Wer wirklich *in* sein will, vermeide um Himmels willen strikte Wörter wie Technik und technisch, mit denen man sich als Hinterwäldler entlarvt. Nur «Technologie» ist gut genug! Von Pirmin Zurbriggen stupender Abfahrtstechnologie bis zur Sprechstechnologie. «Sprache ist eine ungeheure fortwährende Aufforderung zur Höherentwicklung», sagte Christian Morgenstern und wies uns damit den steilen, aber erfolgversprechenden Weg vom *out* zum *in*.

Leider gibt es noch keine Sprachkurse für statussymbolisches Reden. Bildungsbeflissene müssen sich an das Beispiel jener halten, die diese Kunst beherrschen. Ton- und formgebend sind unsere Radio- und TV-Redaktor(inn)en und -sprecher(innen). Sie sind Wegbereiter allen Wandels. Längst haben sie den American way of speaking verlassen, auf dem sie den Gehalt eines Wortes zum Sonntag als inneres Design und den Körperwuchs eines Neugeborenen als Body-Styling bezeichneten. Seit geraumer Zeit zelebrieren sie als Epigon(innen) ein bundesdeutscher Berufskollegen den hochdeutschsprachlichen Trend. Und sie *tun sich schwer* damit, sorgfältig *vor Ort* recherchierte Informationen, deren Bedeutung *einsame Spitze* sind, vom *Tisch* zu brin-

gen – um die Sache einmal *auf den Punkt* zu bringen.

Wir mögen in dieser Beziehung schon beachtliche Fortschritte gemacht haben – aber es bleibt mehr zu tun. Vor Jahren noch galt es als schicklich, einem literarischen Nestbeschmutzer zu raten, er solle «Moskau einfach» lösen; heute wird ihm eine «Fahrkarte Moskau einfach» empfohlen. Öffentliche Verkehrsbetriebe, immer *‘mehr in*, vergessen ihre Billette und fordern gedruckt auf: «Fahrausweise bereithalten!» Doch all das ist längst antiquiert. Die «Höherentwicklung» (Morgenstern) hat längst eingesetzt. Damit wir künftig und mit Blick über den Rhein à jour sind und uns auf dem Bahnsteig oder vor dem Schaffner auch fortschrittlich verhalten und im Trend liegen, orientieren wir uns terminologisch an der deutschen Bundesbahnzeitschrift *Deine Bahn*, aus der zwingend hervorgeht: «Zu § EVO ist in der ABest. 19 im DPT 1 klargestellt, dass *Fahrausweise* auch als *Fahrscheine* oder *Fahrkarten* bezeichnet werden. Im Nahverkehr wird der Begriff «Fahrkarte», im Fernverkehr der Begriff «Fahrschein» verwendet. Der Terminus «Fahrausweis» wird tunlich vermieden.» Damit wären wir künftig *in*. Zum Beispiel.

Gerade in diesem Zusammenhang sei freilich noch auf etwas aufmerksam gemacht, das oft zu rätseln gibt: Obwohl unsere SBB sich überaus fortschrittlich und weltläufig geben, operieren sie – scheinbar völlig *out* – noch immer mit Billetten und Perrons. Doch das ist nicht Rückständigkeit – im Gegenteil. Hierin zeigt sich das Phänomen, dass man nur lange genug *out* warten muss, um gerade damit plötzlich wieder *in* zu sein. Das ist beileibe nicht nur mit der Breite der Krawatte so. Billje und Kondiktör erhielten mit der Zeit einen derart schön-nostalgischen Dialektcharakter, dass sie dem allerneusten Vorbild, den in Mundart schwelgenden einheimischen Lokalradios, entsprechen. Wer zur Vorhut der Trendsetter gehören will, muss also beweglich sein! «Setze dir ein Muster und Vorbild und lebe nach ihm, sowohl wenn du allein bist, als auch wenn du unter die Leute kommst.» Zwar war es Epiktet, der also sprach; letztlich geht es aber um *unser* Imitsch.

Randbemerkungen sind «in»! Kalendersprüche sind «out»

Mit dem Cüpli
vor dem Mund
kommt der Yuppie
auf den Hund.

*

Lieber trocken
hocken und sitzen
als beim Joggen
Socken verschwitzen.

*

Friede, Freude, Eierkuchen,
danach lasst die Deutschen suchen
brüderlich mit Herz und Hand
in ihrem einig Vaterland.

*

Weg mit Porno
und Adorno,
auf zum Tango
mit Herrn Rambo.

*

Wer das Lambretta
nicht ehrt,
ist den Lambada
nicht wert.

*

Ein Eigenheim
mit Hypotheken
statt Glück allein
in Discotheken.

jm

